

Der Junggeselle

Autor(en): **Schnetzer, Rudolf**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **32 (1928-1929)**

Heft 8

PDF erstellt am: **25.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-665879>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

gewöhnt. Sein Gesicht zeigt, dass er sehr
 gut mitbringt. Einige Stellen hat die Frau
 aufgeschlagen, um ihm dort noch etwas sehr
 nettes vorzulesen. Der Junge denkt noch

Probe 4.

Schrift einer älteren Schülerin von schwachem, unzuverlässigen Charakter.

legen, ohne sich darüber klar zu werden, daß der Mangel an Willensdisziplin sie scheitern läßt. Die aus dieser Wesensanlage erwachsende Anpassungsfähigkeit, welche sich als Freundlichkeit zeigt, wird oft überschätzt. Sie ist eher als Gutmütigkeit zu bezeichnen und birgt dementsprechend bereits Willensschwäche in sich. Der gelegentlich hervortretende Zug von Hilfsbereitschaft beschränkt sich lediglich auf ein dulden des Erleiden von Unbequemlichkeiten aus Unentschiedenheit des Willens und aus Unlust zu aktiver Abwehr. Die Unbestimmtheit der Triebe wird somit zum Anlaß moralischer Unzuverlässigkeit. Erreicht die bereits als Defa-

denzerscheinung zu wertende Triebunsicherheit einen noch höheren Grad, so spielt die Wesensrichtung ins Pathologische hinein.

So läßt uns die geübte Graphologin in ihre Werkstatt hineinblicken. Wir belauschen sie bei der geheimen Bildung ihrer Urteile. Und wir gewinnen den Eindruck der Zuverlässigkeit: der würden wir getrost die Beurteilung unserer Kinder überlassen.

Ist es demnach möglich, aus der erst werdenden Handschrift Jugendlicher den Charakter zu erkennen, wie viel mehr muß die reife Schrift mitten im Leben Stehender ihre Persönlichkeit spiegeln!

Im Hafen tief der Ewigkeit.

Allüberall, allüberall,
 Auf dieser Erde Borden,
 Das eine Schiff muß südwärts ziehn,
 Das andere gegen Norden.
 Sie müssen ihrer Fahrten Fracht
 In gut und bösen Tagen,
 Das Schiff vom Nord, das Schiff vom Süd,
 Still durch die Meere tragen.

Und kommen sie zum End der Welt —
 Ob wild die Wogen branden —
 Das Schiff vom Nord, das Schiff vom Süd,
 Dort werden beide landen.
 Im Hafen tief der Ewigkeit,
 Am Ende einst vom Leben,
 Das Schiff vom Nord, das Schiff vom Süd,
 Muß seine Ladung geben.

Im Hafen tief der Ewigkeit,
 Wo beide sich begegnen,
 Das Schiff vom Nord, das Schiff vom Süd,
 Gott wird sie beide segnen.

Johanna Siebel.

Der Junggefelle.

Von Rudolf Schneker.

Es war sein Leben lang in seinem Haushalt nie anders gewesen; denn sein Leben lang hatte ihm die ordnende Hand der Frau gefehlt, und er sah natürlich aus lauter Gewohnheit die Unordnung nicht mehr, außer, wenn ihn fremde

Leute unhöflicherweise darauf aufmerksam machten. Dann pflegte er immer zu sagen:

„Ach, das kommt dann schon einmal anders, wenn ich erst eine Frau habe.“

Das sagte er nun schon Jahrzehnte lang. Die

Frau hatte sich noch nie eingefunden; aber die Unordnung hatte sich vergrößert und vergrößert.

Fremde konnten aus dem Geschirr, das in seiner Küche stand, nicht mehr essen. Geschirrwaschen, das war für den Jakob Gröbli eine unnötige Arbeit, wenigstens das tägliche Geschirrwaschen. „Für was soll ich mir die Mühe nehmen?“ fragte er sich, wenn er das angehochte und angebrannte Innere einer Pfanne betrachtete. „Schließlich ist es ja lauter Eßbares, was ich da in meiner Pfanne koche, nur appetitliches Zeug. Also...“, und stellte nach dem Kochen die Pfanne ungewaschen beiseite. Nur wenn sie dann so aussah, daß es absolut nicht mehr anging, weil sich eine zu arge Kruste angesammelt, säuberte er sie wieder einmal. Das kam so alle zwei oder drei Wochen vor. Auch mit dem übrigen Geschirr war er nicht heikel. Man wusch es halt, wenn wirklich um diese Arbeit nicht mehr herum zu kommen war. Es kam ja schließlich, wie gesagt, nur eßbares Zeug hinein...

Jakob Gröbli bewohnte außer der Küche noch eine Stube und ein Schlafzimmer. Hat je einmal ein Mensch sein Bett in gemachtem Zustand gesehen? „Für was? Da mache ich mein Bett und abends liege ich hinein, und in einer Viertelstunde sieht doch wieder alles so aus, als hätte ich es nicht gemacht. Folglich hat es gar keinen Sinn...“ Das war auch so eine Erkenntnis aus der Weltanschauung des Jakob Gröbli, wie sie ihm längst in Fleisch und Blut übergegangen war. Und er legte sich abends in das Bett, wie er es am Morgen verlassen hatte.

Er hatte noch andere Marotten. Es war ihm wohl in der dumpfen Luft seiner Stube, die er nur äußerst selten lüftete, und in der die Möbel vom Staube überzuckert waren. Abstauben? Daß man auch nicht einfieht, wie unnütz die ganze Abstauberei ist! Man staubt heute ab, deswegen ist morgen doch wieder alles voll Staub! Für was hat man also abgestaubt? Nur, damit der alte Staub neuem Platz macht! Wer findet da noch einen Sinn in dieser ganzen Abstauberei? Staub ist Staub, und da ja doch der Staub täglich wiederkommt, auch wenn man ihn täglich vertreibt, so läßt man ihn am besten liegen. Abstauben, das ist auch eine Danaidenarbeit... Also: am besten läßt man es bleiben... Die Hauptsache ist nur, daß man

die Fenster selten öffnet, damit nichts den Staub aufwirbelt. Überhaupt lüften! Wenn man die Fenster gut verschlossen hält, wirbelt es drinnen keinen Staub auf, und die schlechte Luft von draußen, die immer nach gedüngten Gärten und nach dem Staube der Straße riecht, kann nicht herein kommen, um die Luft in der Stube zu verpesten! Man lasse also die Fenster zu... Diese Überzeugung hatte sich in diesem Junggesellen längst festgesetzt. Er trug denn auch die Spuren seines Staubes jahraus und -ein mit sich herum, und die Stühle, auf denen er gegessen, waren immer an seinem Nichtzubeschreibenden abkonterfeit.

Einmal im Vierteljahr kam eine Frau ins Haus, riß die Leinentücher von den Betten und holte die Hemden aus den Kästen, um die ganze Sache zu waschen und zu flicken. Es war jedes Vierteljahr eine andere Frau. Keine wollte die Arbeit zum zweitenmal verrichten. Jede sagte nachher, sie sei fast erstickt im Staube, und Wasser habe es gegeben von diesen Hemden und Bettüchern, daß sie nicht nochmals mit ihren Händen hinein möge...

Da er Junggeselle war, war Jakob Gröbli der festen Ansicht, daß er niemandem zu gefallen habe. Sein Äußeres verriet denn auch, wie sehr ein Schönheitsbegriff für ihn ein fremdes Ding war. Er rasierte sich wohl alle vierzehn Tage nur einmal. Das Haar ließ er schneiden, wenn es auf dem Kitzelkragen steif aufstand. Er sah immer ordentlich vermilddert aus. Einige Spötter im Dorfe nannten ihn denn auch zutreffend den „Höhlenbewohner“.

„Ich habe ja noch keine Frau, also brauche ich noch keiner zu gefallen,“ sagte er zu sich und den andern.

Ich erinnere mich an den alten Sonderling noch gut, ich sehe ihn noch lebhaftig vor mir; denn ich wohnte als Junge in derselben Gasse, gerade dem Hause gegenüber, in welchem er wohnte und gegenüber dem alten Holunderbaum vor seinem Hause, auf den wir Buben jeweilen kletterten, weil wir wußten, daß das den Sonderling wütend machte und ihn aus seiner Höhle heraus lockte. Er kam dann jeweilen auch mit mächtigem Geschimpfe und mit geschwungenem Stocke daher. Da er jedoch nicht rasch gehen konnte, ließen wir ihn immer ganz nahe kommen und sprangen dann vom untersten Ast des Baumes dicht vor seine Füße, was ihn immer so erschreckte, daß ihm der drohende



Winterlandschaft.

Phot. J. Frömmel, Zürich 8.

Stoß aus der Hand fiel und er die Hände entsetzt in die Höhe warf. Das machte ihn, den verwilderten und verstaubten Höhlenbewohner, so komisch, daß wir bei seinem Anblick immer Tränen lachen mußten. In der Hinsicht liebten wir Buben ihn, er gab uns herrliche Gelegenheit zu manchem üblen Streich. Wir waren halt gesunde Buben und hatten darum von Bradheit noch fast keine Ahnung...

Ich erinnere mich auch an eine Gefälligkeit, die ich dem Junggesellen erwies. Er war einmal nicht ganz wohl und konnte nicht selber ausgehen. Da winkte er mir aus einem Fenster, ich solle doch zu ihm herein kommen. Er alterte damals schon stark. Ich ging zu ihm, neugierig; denn es kam nur selten vor, daß er jemanden in seine Höhle rief, zugleich hatte ich auch Herzklopfen; denn wie manchmal hatte ich ihn unter dem Holunderbaum durch einen frischen Sprung zur Erde beinahe zu Tode erschreckt...

Als ich in seine Stube kam, schlug mich die Luft fast um. Mich dünkte, man könnte sie wie

saure Milch mit dem Löffel abstechen. Der Junggeselle stand am wurmstichigen, fettigglänzenden Tisch und sah mich aus zugedrehten Augen mißtrauisch an. Er hatte eben den Umgang mit den Menschen zur Hälfte verlernt. Dann fragte er mich, ob ich ihm nicht den Apfelfuchen holen würde, den er auf heute Mittag beim Bäcker Preisig bestellt habe. Ich sagte natürlich ja, ich würde ihn schon holen. Nun reichte er mir das sogenannte „Fladenbrett“, wie man es dort im Untertoggenburg nennt, ein flaches, rundes Brett mit einem vorstehenden Griff. Auf dieses Brett legt man den Fladen, den die Schaffhauser „Dünne“ und die Zürcher „Wähe“ getauft haben. Aber was für ein Brett war das! Ich hielt es auf meinem Wege zum Bäcker immer weit von mir weg.

Im Bäckerladen war die Bäckersfrau. Sie wollte mich eben fragen, was ich wollte, da erblickte sie das Fladenbrett in meiner Hand und sagte sofort: „Aha, du holst den Apfelfladen für den Gröbli.“ Ich war baff. „Wieso wissen Sie

das, Frau Preisig?" Sie deutete auf das Brett in meiner Hand und erwiderte: „So ein Gladenbrett gibt es nur ein einziges im ganzen Dorf, dem Gröbli seines. Nun halt es hin, ich will dir den Gladen darauf schieben. Lege es mir ja nicht auf den Ladentisch, dort muß ich meinen Kunden das Brot hinlegen.“

Ich habe dem Gröbli den Gladen gebracht und mir unterwegs geschworen, ihm nie mehr einen zu holen. Ich trug Brett und Gladen mit den Fingerspitzen vor mir her. Der Gladen duftete gut, aber ich hätte kein Stücklein von ihm essen können. Und ich hegte auf dem ganzen Rückweg die Hoffnung, Gröbli werde mir doch um Gotteswillen nichts davon anbieten.

Er hat mir wirklich auch nichts davon angeboten, aber er brachte aus der Küche einen eingeschrumpften alten Apfel. Ich faßte diesen am Stiel, sagte ironisch „Danke vielmals“ und warf, als ich wieder draußen war, den Apfel in den Hühnerstall des Schusters, der seine Butif gerade neben unserm Hause hatte. Dann rieb ich mir die Hände eine Viertelstunde lang an den Hosentaschen ab...

Ja, es sah immer böse aus im Haushalt des Junggesellen Jakob Gröbli. Wieviele haben ihn doch darauf aufmerksam gemacht und ihm gesagt, das sei kein Leben, so, wie er es führe... Wenn er wieder einmal zum Epiffeur kam, setzten ihm alle Dorfgenossen zu, die dort waren. Oder wenn er sich einmal in eine Wirtschaft verirrt, um ein Dreierlein zu trinken, was war das dann für eine Stichelei! Und wie haben ihn die Wäscherinnen, die er alle Vierteljahre hatte, oft herunterkapitelt und ihm die Meinung gesagt, namentlich, wenn eine alte Jungfer darunter war, die den ganzen Tag sagte, wenn sie da Frau wäre, sähe es im Haushalt anders aus... Wer mit ihm in Berührung kam, sagte ihm die Meinung.

Und alle haben sie immer die gleiche Antwort von ihm erhalten:

„Ach, das wird schon anders, wenn ich eine Frau im Hause habe.“ Kein Mensch mehr hat diese Antwort für bare Münze genommen; denn Gröbli hat sie allen solange gesagt, bis er alt wurde. Fragte ihn einer, wann er gedanke endlich eine Frau zu nehmen, sagte er, es pressiere noch nicht, ihm sei ja noch lange nicht ums Sterben, er habe noch Zeit, sich eine in aller Ruhe auszulesen.

Das Sonderliche, junggesellenhaft Schrullen-

artige bei dieser Antwort war, daß er sie unbedingt ernst meinte. Man sah es ihm an, daß es ihm nicht nur um einen Scherz zu tun war. Er hat im Ernst sein Leben lang die Absicht gehabt, sich eine Frau zu nehmen. Und er hat es im Ernst beabsichtigt, bis an sein Ende...

Zuweilen, aber selten genug, hatten die Hinweife auf die Unordnung seines Haushaltes bei ihm Wirkung. Einen Tag lang kam er zur Einsicht. Dann hörten wir ihn die Pfannen auskragen, daß es durch die ganze Reitgasse, in der wir wohnten, dröhnte. Doch länger als einen Tag hat die einsichtsvolle Kratzerei nie gedauert.

Bei dieser Lebensart war Jakob Gröbli achtzig Jahre alt geworden. Sein Haar war schneeweiß. Trotzdem seine Kraft abnahm, hantierle er noch immer allein, wie er es sich angewöhnt hatte in seinem Dasein, das von gesegneter Dauer gewesen. Es mochte ihn wohl oft sauer ankommen, mit den schwindenden Kräften allein zu schaffen, aber er aß jetzt nicht mehr viel, das heißt, er hatte nie viel gegessen und aß nun noch weniger. Er saß viel auf einem Stuhl am Fenster, und man konnte den weißen, verwilderten Kopf halbe Tage lang unablässig durch das geschlossene Fenster gucken sehen. Jakob Gröbli verbrachte seine alten Tage in Einsamkeit. Er rührte nicht mehr viel an. Wie mochte es jetzt bei ihm aussehen, in der Küche, der Stube, dem Schlafzimmer? Bei uns in der Reitgasse machte man sich seine Spässe darüber...

Dann kam ein Tag, an dem Jakob Gröblis Nachbarn einmal zusammen standen, der Glaser, der Schuhmacher, der Steinmetz, der Metzger und andere. Man hatte Jakob Gröbli zwei Tage lang nicht mehr gesehen, weder hinter dem Fenster, noch sonst irgendwo und irgendwie. Da machte man sich eben Gedanken. Er war immerhin achtzig Jahre alt, und seine Kräfte nahmen ab. Man mußte wohl einmal nachsehen. Man konnte ihn jetzt nicht mehr einfach sich selbst überlassen. Es konnte ihm etwas passiert sein. Die Männer standen vor dem Hause, in welchem Gröbli wohnte und welches außer seiner Wohnung nur noch einen Keller und einen Estrich enthielt, beide voll verstaubten Gerümpels. Und die Männer sahen, von der Beratschlagung ganz gebannt, am Häuschen hinauf und rieben sich das Kinn, bis sie übereinkamen, dem alten Sonderling die

Gemeindeschwester auf den Hals zu schicken. Danach gingen sie auseinander, jeder in seine Butik, mit Ausnahme des Glasers, der zur Gemeindeschwester Therese lief.

Schwester Therese drang also in das stille, alte Haus ein, in die Höhle des Höhlenbewohners. Die Haustüre hatte ihr vorher der Schuster geöffnet, der zu diesem Zwecke einen starken Draht zu einem Dietrich bog. Zuerst hatte der Schuster die Absicht gehabt, mit der Schwester hinein zu gehen, damit jemand bei ihr sei, im Falle sich Etwas ereignet hätte. Als aber die Haustüre offen war, drang ihm aus dem erschlossenen Hause eine Luft entgegen, daß er sich umwandte und sagte: „Schwester, meine Lunge ist auch nicht aus Blech, gehen Sie allein in dieses Bazillennest hinein, wenn Sie jemand brauchen sollten, so rufen Sie.“ Sagte es und ging eilends heim...

Schwester Therese kam erst nach zwei Stunden wieder aus dem Hause, ohne jemanden gerufen zu haben. Das erste, was sie zum Schuster sagte, der nach ihr ausgespäht hatte, war: „Schuster, laßt mich treibt es heim; ich muß schleunigst ein Bad nehmen.“ Sie war wie jemand, der mit einem Ding in Berührung kam, das höchst unangenehm und zugleich sehr komisch ist. Sie lachte und schüttelte sich.

Der Schuster aber: „Nur einige Worte, Schwester Therese, was treibt der Alte in seiner Höhle? Ist er krank?“

Und Schwester Therese ließ sich festhalten und berichtete. Bald kamen auch der Steinmetz, der Glaser, der Metzger und der Coiffeur daher. Sie standen alle zu einer Gruppe, steckten die Daumen unter die Hosenträger, beugten die Köpfe nach vorn und bildeten ein rechtes Verkehrshindernis in der Mitte der Straße. Schwester Therese erzählte...

Der Gröbli sei im Bette gelegen. Er sei nicht krank, nur sehr schwach, so daß er nicht aufstehen möge. Das Alter komme jetzt wohl mit der ganzen Schwäche über ihn. Die Kraft verlasse ihn. Er sei nur einmal aufgestanden in den letzten zwei Tagen, um sich eine Tasse Kaffee zu machen, davon habe er noch die Hälfte neben sich auf dem Nachttischchen stehen gehabt. Er sei sehr erstaunt gewesen, als sie auf einmal die Türe zum Schlafzimmer geöffnet habe und in die Kammer getreten sei. „Grüß Gott, Gröbli, was ist mit Euch?“ habe sie gesagt. Er aber habe die Augen aufgerissen und sie angestarrt.

Endlich habe er gefragt: „Wo kommen denn Sie her? Ich habe doch geschlossen gehabt. Was wollen Sie überhaupt da?“ Ja, er sei sehr härtebeißig gewesen und etwa gar nicht erfreut darüber, daß man ihm das Haus aufgemacht habe und nach ihm zu sehen gekommen sei. Sie habe dann die Sache in die Hand genommen. Als sie die Fenster aufgetan, sei er ganz wütend geworden und habe sie angefaucht. Das sei ungesund, es wirble den Staub auf! Sie habe sich natürlich nicht daran gefehert, sondern getan, was sie für gut befunden habe. Er habe wohl ununterbrochen vom Bette her gemurrt, sich aber nicht widersetzen können; denn er sei zu schwach, um das Bett zu verlassen. Sie habe ihm auch einen Tee gemacht, den er murrend trank. Ein frisches Hemd freilich habe sie ihm nicht mehr anziehen können, weil sie keines gefunden habe, sie müsse ihm morgen zuerst eines waschen. Er habe es wirklich nicht ausstehen können, daß man sich um ihn gekümmert, und habe gesagt, wenn er im Bette liege und nicht aufstehen könne, so sei das seine Sache und gehe niemanden was an, es habe sich da kein Mensch darein zu mischen. Sie habe ihm natürlich Vorwürfe gemacht, erstens sei das keine Art, sich so widerhaarig gegen sie zu benehmen, sie meine es ja nur gut mit ihm, zweitens sei es ja wahrhaftig an der Zeit, daß man sich darein mische, er könnte ja sterben, ohne daß man eine Ahnung davon hätte, drittens sei es überhaupt ein eigentümliches Leben, das er da führe, und viertens sei er innerlich und äußerlich ganz verwildert in seiner abgesperrten Klausel. Eine ganze halbe Stunde lang habe sie ihm Vorwürfe gemacht. Dann sei etwas passiert, das sie zum Lachen gereizt habe, obwohl auch irgendwie etwas Schönes daran gewesen sei. Er sei plötzlich ganz ruhig und lebenswürdig geworden, habe gelächelt und mit sanfter Stimme gesagt, sie solle nur warten, das werde jetzt dann schon anders, weil er sich jetzt bald eine Frau ins Haus nehme. Sie habe lachen müssen, aber es habe ihr doch gefallen. Einen Augenblick nachher jedoch sei er wieder der alte struppige, härtebeißige Kerl gewesen. Es scheine überhaupt, als stimme es in Gröblis Kopf nicht mehr so ganz. Sie dünke es, es sei mit diesem Kopf wie mit einem Hafen Kaffee, in dem zuletzt nichts mehr übrig geblieben ist, als der Satz. So scheine in Gröblis Kopf auch nur noch der Satz zurück geblieben zu sein, nämlich der Gedanke,

er wolle sich nun doch noch eine Frau nehmen. Er setze sich nämlich zuweilen im Bette unverhofft auf, lächle und streichle mit den zitternden Händen über die Decke und murmle dann vor sich hin: „Jetzt nehme ich mir dann eine... eine... jetzt bald... es ist allmählich Zeit... ein Weiblein... oho...“ Er sei dabei kindlich glücklich und weltabwesend, doch diese Momente dauerten nie lange. Der Gedanke an eine baldige Verheiratung habe ihm ganz offensichtlich aufs Gehirn geschlagen. Vielleicht könne er noch verfinden. Es gehe abwärts mit ihm. So, und jetzt aber schleunigst ins Bad!

So berichtete Schwester Therese Gröblis Nachbarn. Dann ging sie heim, und die Gruppe löste sich erheitert auf. —

Jeden Tag ging nun die Gemeindefchwester zum Gröbli. Sie sah nach ihm und stritt sich mit ihm herum. So blieb es, bis er starb, was nicht mehr allzulange auf sich warten ließ. Über seinen Tod berichtete die Schwester...

Sie habe gerade in einer Schublade der alten Kommode, die er in der Stube stehen habe, einen Haufen fauler Äpfel gefunden. Es sei von dieser Schublade ein heilloser Geruch ausgegangen, der sie endlich veranlaßt habe, einmal zu sehen, was für Zeug denn da drin sei. Sie habe sie aufgezogen und die ganze Schublade voll fauler Äpfel gefunden. Da sei ihr aber das Blut in Wallung gekommen. Sie habe die ganze Sache genommen und kurzerhand zum Gröbli in das Schlafzimmer getragen, um es ihm unter die Nase zu halten und ihm gehörig die Lebiten zu verlesen. Wütend sei sie mit der Schublade voll schimmeliger Äpfel vor seinem Bett gestanden und habe mit der Epistel begonnen.

„Gröbli“, habe sie ihn angefahren, „Gröbli,

was macht denn ihr für verrückte Sachen! Seit wann bewahrt man Äpfel in einer Kommodenschublade auf? Da seht Euch jetzt die Geschichte an... Alles faul! Riecht nur einmal; so etwas... Wo habt ihr auch hingedacht? Viel hätte ich Euch zugemutet, aber, daß ihr imstande seid, so etwas Verrücktes zu...“

Über Gröbli kam jäh eine ungeheure Erregung.

„Meine Äpfel!“ schrie er. „Laß meine Äpfel in Ruh! Was gehen dich meine Äpfel an!“ Und jäh, wie er gekommen, verließ ihn sein Born. Er zupfte die Schwester an der Schürze, sah mit milden Augen zu ihr auf, lächelte und sagte mit einer ganz seltsam weichen Stimme: „Das macht nichts... jetzt wird ja doch alles anders... ganz anders...“, jetzt nehme ich mir eine Frau... Sie werden sehen, es wird jetzt alles gut...“

Das war sein letzter Satz. Er legte sich glücklich und sanft in die Kissen zurück, tat einen langen Schnauf und war tot. So starb er vor den Augen der Schwester, die baff war, weil er, mit einem solchen Satz auf den Lippen und unter so traurig-lächerigen Umständen, ganz überraschend verstarb.

Man hat den Gröbli dann natürlich beerdigt. Die Leute, die hinter seinem Sarge gingen, sollen gar nicht traurig gewesen sein. Manch einer soll sich auf die Zähne haben beißen müssen, während er versuchte, wie es zu seiner schwarzen Kleidung paßte, würdig und ernst im Leichenzuge zu wandeln. Eine traurige Stimmung habe einfach nicht aufkommen können.

Unser Nachbar, der Schuster, hat noch lange, lange nachher gesagt, es sei die fröhlichste Beerdigung gewesen, die er je mitgemacht habe. —

Glück.

Nun laß, vom Glück getragen,
Den Brauch des Tages ruhn,
Was Menschenlippen sagen,
Es bleibt ein irdisch Tun,
Ein Wort aus armem Munde,
Ein Klang in kühlem Ohr —
Dich aber hob vom Grunde
Ein Sonnenstrahl empor.

Er läßt dich traumhaft schweben
Hoch ob dem eignen Sein,
Es ward ein höheres Leben
Für eine Stunde dein;
Verkürze deinem Glücke
Nicht seinen Himmelsflug,
Es fordert dich zurücke
Die Erde bald genug.

Wilhelm Jensen.